

Wolfgang Coy, Claus Pias (Hg.): Powerpoint. Macht und Einfluss eines Präsentationsprogramms

Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2009, 324 S., ISBN 978-3-596-18411-8, € 12,95

Über Powerpoint zu reden, ist wie über das Wetter zu reden. Es ist allgegenwärtig, alle sind irgendwie davon betroffen und alle wollen natürlich auch mitreden. Ein wenig darauf scheinen die Herausgeber auch spekuliert zu haben: Als Diskussionsprozess, der über mehrere Tagungen hinweg entstanden ist, kommt der Band recht populär daher: Großer Verlag, preiswertes Taschenbuch und eine zugespitzte Frage auf dem Backcover: „Ist Powerpoint böse?“ – Eine Frage, die sozialwissenschaftlich natürlich wenig Sinn macht. Mitgeredet hat ein buntes Spektrum an Autoren. Das ist abwechslungsreich, trägt aber nicht immer zur Systematik bei.

Unter der Überschrift „electronic overheads“ präsentiert Claus Pias (S.16ff.) zunächst einige medienhistorische Aspekte zur Vorgeschichte von Powerpoint, in dem er eine lange Reihe von technischen Bildmedien vorführt. Der eigentliche Einstieg in die Diskussion um Powerpoint (genauer: dessen Verwendungsweise) kommt im Beitrag von Matthias Müller-Prove (S.45ff.): Er bietet eine sachliche Analyse dessen, was „slideware“ (S.47) grundsätzlich nicht kann, nämlich den Vortragenden in der inhaltlichen Konzeption des Vortrages zu unterstützen. Richard Grasshoff, ein in der Beratungsbranche tätiger Literaturwissenschaftler eröffnet Einblicke in die sozial und sprachlich exponierte Welt der Managementberatung, d.h. in die Welt von Leuten, deren Aufgabe es ist, täglich 3-4 aussagekräftige „slides“ zu komponieren. (S.63ff.) In den folgenden Ausführungen steht bei ihm der Einfluss von Powerpoint auf die Sprache selbst im Fokus und er deutet wenigstens implizit an, dass hierin ein spannendes soziolinguistisches Forschungsfeld liegt.

Klaus Rebensburgs Beitrag „Worst practice“ ist der erste kennzeichnende Beitrag dieses Buches: Ein mehr oder weniger ungeordnetes Plaudern auf der Grundlage der eigenen Small-Talk-Wissensbestände über Powerpoint. Freilich ganz nett, aber muss man das schreiben? Sein Vorschlag, Powerpoint als „Metaprogramm“ (S.88) zu beschreiben, welche Inhalte anderer Software einbetten kann, leuchtet auch nicht ganz ein, da es gerade das Merkmal der Vielzahl von Web 2.0-Anwendungen ist, genau dies zu tun. Metaprogramm wäre damit ein nicht

besonders zielgenauer Begriff. Jörg Pflüger schließt sich stilistisch an Rebensburgs Text an, der Titel „Auf den Punkt gebracht“ konterkariert allerdings ein wenig die Länge des Beitrages von fast 70 Seiten. Immerhin versucht er darin, das Zusammentragen eigener und Fremdbeobachtungen der Powerpointpraxis ein wenig zu systematisieren (S.152ff.) und unter Berücksichtigung der kritischen Diskussion um Powerpoint in einen medienhistorischen Kontext zu stellen. Dabei weist er den bei vielen Kritiken implizierten Urzustand (also vor Powerpoint) vorbildlicher, rhetorisch fundierter Diskussionen als haltlose Fiktion zurück. Dennoch bemüht er den Unterschied zwischen einer Diskussion nach griechischem Vorbild und den heutigen eher ‚marketing pitches‘ gleichenden Präsentationen, räumt aber ein, das Powerpoint selbst ein Indikator gerade der Wiederkehr der klassischen rhetorischen Diskussion sein und statt überreden auch überzeugen könnte. (S.157) Den rhetorischen Idealen scheint Pflüger am Ende auch mehr zu trauen als dem Wahrheitsanspruch der Aufklärung, dem er die Gründungsidee dessen, was wir heute als Powerpoint erleben, unterschiebt. Allein an der Struktur (Linearität, Sequentialität, nicht spontan gestaltbar), wie Pflüger behauptet, lassen sich die Unterschiede zwischen den beiden, recht konstruiert wirkenden Systemen jedenfalls nur bedingt festmachen.

Thomas Hensel (S.217ff.) interessiert sich eher für die verquere Verwendung der Software. Am Beispiel einer Kunstperformance mit Powerpoint von David Byrne weist er auf die kulturell voraussetzungsreiche Benutzung von voreingestellten graphischen Hilfsmitteln wie Clip-Arts und Zeichenelementen hin, die Byrne scheinbar kontextlos ganz im Sinne McLuhans übereinandergelagert hat: Der Powerpoint-Pfeil ist die Botschaft. Beat Wyss (S.252ff.) trauert ein wenig dem Diapositiv als rhetorischem Bildmittel für Vortragende nach. Interessant hierbei ist in erster Linie sein geschilderter Stil des parallelen Bildes, d.h. der Verwendung von zwei Projektoren mit unterschiedlichen ‚slides‘. Seine ausgangs formulierte Hoffnung, junge Forschende mögen auch hinter der „nächsten technischen Neuerung“ noch die Sehnsucht nach dem „Eigentlichen“ umtreiben, scheint hingegen – auch mit Hinblick darauf, was Pflüger als haltlosen Idealzustand beschreibt – etwas naiv. Herbert Hrachovec (S.258ff.) versucht sich an Prolegomena einer auf Powerpoint zugeschnittenen Medientheorie. Unabhängig von der Frage, ob dies notwendig oder überhaupt möglich ist, nimmt er einen interessanten Punkt in den Blick: Die typische inhaltliche Konvergenz von Vortrag (gesprochenes Wort) und Powerpoint (zu sehende Textfolie, Bild, etc.). Am Beispiel satirischer Powerpointbenutzung zeigt er die rhetorisch interessanten Gewinne einer nie verbotenen Inkongruenz dieser beiden ‚Medien‘.

Lorenz Engell (S.271ff.) analysiert anschließend, wie sich die Möglichkeit dieses Spielens mit den Erzählebenen verdoppelt, wenn in einer Powerpointpräsentation nicht Bilder, sondern Filmsequenzen gezeigt werden. Verschiedene gestalterische Settings auslotend zeigt er die potentielle Vielgestaltigkeit medialer Präsentationen. Frieder Nake (S.303ff.) schildert in seinem abschließenden, und

erfrischend locker geschriebenen Beitrag (eher Rede als Text) seine zunächst untheoretisierten Beobachtungen zum Thema Powerpoint. Zwei Punkte arbeitet er dabei heraus, die uns ein wenig an die eigene Praxis gemahnen und am Ende doch noch auf die rhetorische Frage eingehen, ob Powerpoint böse ist: Erstens ist natürlich nicht Powerpoint ‚evil‘, sondern immer die Art der Verwendung. Dahinter steht jedoch die Beobachtung, dass erst mit Powerpoint jeder (!) etwas präsentieren kann, unabhängig von etwaig vorhandenen Wissensbeständen. Statt Demokratisierung sieht Nake hier eher eine Banalisierung. (S.313ff.) Zweitens kritisiert er die nachträgliche Publikation von Powerpointpräsentationen im Internet. Dies untergrabe die eigentlich begründende Verbindung zum Vortrag, was im Zweifelsfalle auch ungünstig auf die Entstehung der Folien zurückwirke. Sein Vorschlag, alle PPPs im Netz zu löschen (S.316), hat natürlich Charme und ist letzten Endes auch ein passendes Statement zur Abrundung dieses Bandes.

Über die individuelle Erheiterung hinaus fragt man sich freilich, was der Sinn des Bandes war. Für die Feststellung, dass die „Macht“ einer Software immer nur die Macht ist, welche die Nutzer ihr zugestehen, hätte es das Buch sicher nicht gebraucht. Die häufigen Verweise auf US-amerikanische Quellen (insbesondere des populären Powerpoint-Kritikers Edward Tufte) sind ein Indiz dafür, dass hier versucht wurde, eine in den USA in den letzten Jahren durchaus engagiert geführte Diskussion zu übertragen. Ob dies gelingt, bleibt abzuwarten. So bleibt neben dem durchaus vorhandenen Spaß am Lesen, dem Kopfschütteln bei medienphilosophischen Spekulationen, der Freude am Entdecken einer medienhistorischen Verknüpfung vor allem eine Sensibilisierung für die eigene Powerpointpraxis – was ja auch nicht das Schlechteste ist.

Sven Thiermann (Potsdam)